



Bibliophiles aus aller Welt.

Die Freuden des Büchersammelns.

Die Freuden des Sammlers, so meint H. Burton Forman in der „Atlantic Monthly“, könne in fünf Arten eingeteilt werden, von denen jede ihren besonderen Vertreter unter den Sammlern zu haben pflegt: die Freude des Jagens, des Besizes, des Schaffens, der Beziehung (association) und der Beschaulichkeit (contemplation). Von ihnen sind die beiden ersten allen Büchersammlern gemeinsam, und wenn die Freude am Erwerb und Besitz auch nicht immer mit den liebenswürdigsten Zügen der menschlichen Natur verbunden ist, so findet sie doch gerade hier in dem Werte des Gegenstandes, auf den sich diese Freude bezieht, eine besondere Befriedigung und Rechtfertigung. Die Freude des Schaffens ist dagegen nicht allen Büchersammlern bekannt; und doch kann auch der Sammler, der im besten Sinne des Wortes ein „Buchmann“ ist, diese schöpferische Freude wohl genießen, wenn er, in ähnlicher Weise wie der Baumeister aus Holz und Steinen eine Schöpfung erstehen läßt, seine Bibliothek einem bestimmten literarischen, wissenschaftlichen oder philosophischen Zweckgedanken dienstbar macht und so durch sie zum geistigen Besitz der Welt einen wirklichen und wertvollen Beitrag leistet. Von einer allgemeineren und sicherlich zugleich von höchst feiner Art sind aber die Freuden der Stimmung, der geistigen Beziehungen, die eine Bibliothek vermittelt. Warum sucht der richtige Sammler lieber eine erste Ausgabe eines bestimmten Werkes zu erwerben als die beste? Weil er den Wunsch hat, durch das sichtbare und greifbare Ding, das in einer Ausgabe vorliegt, mit dem Verfasser selbst in Beziehung zu treten, und weil der beste gemeinsame Boden, auf dem seine und des Verfassers Seele sich begegnen können, eben die Form ist, in der der Verfasser sein Werk zum ersten Male sich verkörpern und unter seinen Mitbürgern verbreiten ließ. Noch näher und unmittelbarer kommt natürlich der

Sammler an den Schriftsteller oder Dichter heran, wenn er zugleich Handschriften-sammler ist; aber wo es nicht möglich ist, die Handschriften großer Werke selbst zu erwerben, wo er also auf die gedruckte Ausgabe angewiesen ist, da wird er möglichst auf die reich gebundene Erstausgabe verzichten und statt dessen das Buch im ursprünglichen, wenn auch noch so bescheidenen Einband zu erwerben suchen; noch besser, wenn er womöglich gar ein Exemplar in seinen Besitz bringen kann, in dem der Verfasser selbst einen Zusatz, eine Berichtigung, eine Widmung angebracht hat und das ihn daher in noch unmittelbare Verbindung mit dem Verfasser selbst bringt. In der Freude der „Beschaulichkeit“ aber findet sich die höchste und geistigste, die der Besitz eines wertvollen Buches gewähren kann; sie ist jene Freude, die sich daraus ergibt, daß man über das Buch selbst und die Persönlichkeit seines Verfassers nachdenkt, sie aus dem Werke selbst herausliest und gestaltet und so in eine noch nähere und innigere Gemeinschaft zu ihr tritt, als sie das Buch selbst mit seinen unmittelbaren Beziehungen zum Verfasser zu gewähren vermag. Diese Freude tritt, je älter der Sammler wird, um so mehr an die Stelle der Befriedigung, die der Besitz des Buches als solcher gewährt, wenn sie auch jene zur Voraussetzung hat und daher nie zur Gleichgültigkeit gegen den Besitz des Buches selbst kommen lassen kann. Und dieser Seelenzustand ist nach Burton Formans Ansicht der beste, um alle Freuden des Bücher-sammlers und -besizers zu genießen; er gibt ihm selbst das höchste Glück, das aus Büchern stammen kann, und läßt ihn doch keinen Schmerz darüber empfinden, daß die Schätze, die er während seines Lebens mit Mühe und Opfern vereinigt, nach seinem Tode vielleicht zerstreut und Stück um Stück in andere Hände übergehen werden.

Der größte Bücherproduzent der Welt.

Es wird für manche eine Überraschung sein, zu hören, daß das Land, wo die meisten Bücher gedruckt werden, das Reich des Mikados ist. Im Jahre 1910 betrug die Zahl aller in Japan veröffentlichter Bücher und Broschüren, wie Tenkei Hasegawa in der Zeitschrift „Taijo“ mitteilt, 41620, in Deutschland, dem druckfreudigsten Lande Europas, dagegen nur 31281, in den Vereinigten Staaten 13470 und in England gar nur 10804. Im Jahre 1908 veröffentlichte Japan 29029 Bücher und Broschüren, Rußland 23852, England 9821, Frankreich 8805, die Schweiz

7884, Italien 6918, Dänemark 3580, Holland 3258, Belgien 2763 und Spanien 2273. Die gesamte jährliche Büchererzeugung der Welt wird auf 150000 Bücher und Broschüren geschätzt. Auf Japan würden somit heute nicht weniger als 27 v. H., d. h. mehr als ein Viertel aller in Buch- und Broschürenform erscheinenden Veröffentlichungen fallen. Die Druckschriften über Politik stehen in der Statistik für Japan obenan; es folgen der Zahl nach die Arbeiten über geschäftliche und wirtschaftliche Fragen, und die der Religion und allgemeinen Literatur gewidmeten Werke; an fünfter Stelle stehen Romane und Dichtungen, von denen im Jahre 1910 nur 455 veröffentlicht wurden; an Werken, die Fragen der Etikette und Zeremonie behandeln, erschienen im genannten Jahre sogar nur 23, was zeigt, daß das japanische Volk aufgehört hat, sich viel um diese Dinge zu kümmern. Auch die Übersetzungen waren verschwindend gering: 52 unter 41620 Veröffentlichungen; 19 waren Übersetzungen religiöser Bücher; 6 Übersetzungen waren Romane, 5 literarische Werke anderer Art. Eine Menge anderer Bücher indes, die nicht als Übersetzungen namhaft gemacht sind, waren inhaltlich mit oder ohne Quellenangabe ganz aus fremden Werken geschöpft, — was in Japan in außerordentlichem Umfang insonderheit von Lexikographen und andern handwerksmäßigen Schriftstellern besorgt wird, die um ihr Leben zu fristen, im Auftrag von Verlegern für geringes Entgelt Buch auf Buch zusammenstellen. Auch verdient berücksichtigt zu werden, daß in Japan die Übersetzungen immer noch einen breiten Raum im literarischen Teil der Tageszeitungen einnehmen, und daß die Theater moderner Richtung mit Übersetzungen von Dramen und Komödien, zum Teil allerneuesten Stils, geradezu überschwemmt werden. Faßt man die gesamte Statistik der japanischen Bücherherstellung des neuen Jahrhunderts ins Auge, so ist eine ununterbrochene und stetige Zunahme von 18616 Büchern und Broschüren im Jahre 1900 bis auf 41620 im Jahre 1910 wahrzunehmen, während in Frankreich die Entwicklung keineswegs so regelmäßig verlaufen ist und die Zahlen hier gemäß der ständig wechselnden Nachfrage bald steigen und bald fallen. Hasegawa knüpft an die obige Statistik noch folgende Betrachtungen. Die Zahlen zeigen, wie er sagt, daß die verhältnismäßig neuen Länder im schnellern Zeitmaß Bücher veröffentlichen als die ältern Schwesternationen. Japan als das (politisch) jüngste Land steht an der Spitze der internationalen Bucherzeugung; es folgen Deutschland, dann Rußland, und an vierter Stelle die Vereinigten Staaten von Amerika. Es ist zweifellos das Gefühl, daß Japan noch in vielen Dingen

weit hinter den Nationen des Westens zurücksteht, das die Japaner veranlaßt, jährlich eine solche Unmenge Bücher der Druckerpresse anzuvertrauen. Obgleich nun in Japan die Bücher überaus zahlreich sind, ist ihre Verbreitung doch sehr gering. Denn abgesehen von einer kleinen Zahl chinesischer und koreanischer Leser finden japanische Bücher im Ausland keine Käufer. Englische Bücher werden aber außer im Vereinigten Königreich auch in Amerika, Kanada, Indien, Australien, Süd-Afrika und andern Ländern gekauft; französische Werke finden in großer Menge Eingang unter den Völkern der lateinischen Rasse, und werden auch von gebildeten Russen begierig gelesen; und obwohl deutsche Bücher im Ausland sich keiner besonders großen Verbreitung erfreuen, finden sie doch immerhin mehr Abnehmer in fremden Ländern als japanische Bücher. Da nun diese weniger Käufer finden, sind sie auch vielfach teurer als fremde Werke. Um den Preis der japanischen Bücher auf den Stand der ausländischen Werke zu bringen, müßte er — Hasegawa zufolge — um ein Drittel ermäßigt werden. Doch das ist übertrieben. Wörterbücher sind anerkanntermaßen außerordentlich billig in Japan, und ebenso gewisse andere Bucharten. Romane sind in der That teuer; doch sind sie auch meist auf teures Papier gedruckt und von guter Aufmachung. Auch in der Bereitwilligkeit, Bücher zu kaufen, in der Schätzung ihres Wertes steht nach Hasegawa Japan den westlichen Ländern nach. „Die Wertschätzung von Büchern“, sagt er, „hängt von dem Durst nach Wissen ab. Die Mittel, dieses Wissensbedürfnis der verschiedenen Nationen zu vergleichen, sind an Zahl gering und können nicht leicht angewandt werden. Doch meine Beobachtung geht dahin, daß uns Europa und Amerika in dieser Eigenschaft weit übertrifft. Würde es der Raum gestatten, so könnte ich zahlreiche Beispiele hierfür anführen. In westlichen Ländern werden Bücher bis zu einem hier unbekannten Grade als wertvolles Eigentum betrachtet. Natürlich kann die Kaufkraft unseres Volkes nicht mit der von Westländern verglichen werden. Die Japaner sind aber nicht nur arm; die meisten sind zudem schlechte Wirtschaftler und geben das Geld, das sie haben, nicht zu ihrem besten Vorteil aus“. Offenbar übertrifft die Bucherzeugung Japans bei weitem den Bedarf, was es erklärlich macht, daß so viele japanische Verlags Häuser in Schwierigkeiten geraten. Auch ist mit dem Weizen, der auf den japanischen Büchermarkt kommt, recht viel Spreu beigemischt, was gewiß nicht allein den Verlegern zur Last gelegt werden kann.

Swedenborg als Bücherfreund.

Daß der berühmte schwedische Mystiker und Geisteserleuchter trotz seiner Neigung zum Überirdischen auch ein sehr vielseitiger positiver Gelehrter, Sprachkenner und Naturforscher war, ist bekannt; es kann daher nicht überraschen, daß er auch ein großer Freund der Bücher war und an allem, was sich auf Buchwesen und Buchkunde bezog, lebhaften Anteil nahm. Swedenborgs Beziehungen zu den Büchern waren dabei keineswegs bloß theoretischer Art, denn er hatte in seiner Jugend (1709) das Buchbinderhandwerk erlernt und rühmte sich, daß er zwei Bücher in rotes Cassian gebunden hätte; ebenso war ihm die Kunst des Stechens aus praktischer Betätigung vertraut.

So war er auch ein eifriger Besucher aller Bibliotheken, die er auf seinen zahlreichen Reisen durch ganz Europa antraf, und er erwähnt sie häufig in seinen Briefen. Im Februar 1712 wurde er bei der Bodleian Library, die er schon lange zu sehen begehrt hatte, als Leser zugelassen. Im Jahre 1733 besuchte er die Bibliothek in Berlin und bemerkte dabei, daß die Bücher zumeist alt seien, weil die Mittel zum Anschaffen von neuen fehlten; Friedrich Wilhelm I., der damals regierte, hatte ja aus bekannten Gründen für die Vermehrung seiner Bibliothek in der Tat kein Geld übrig. Im Jahre 1734 besuchte er die Bibliothek in Kopenhagen und bemerkte dazu, die Bibliothek sei „großartig und vortrefflich geordnet. Sie enthält 70 000 Bände; die Oktavbände sind in der Höhe, wo der Zugang durch eine Galerie im Innern erlangt wird“. In Hamburg machte er von einem Empfehlungsbrief an Johann Christoph Wolf Gebrauch und bewunderte dessen hervorragende Sammlung von Handschriften. In Paris erwähnt er die bekannten Buchhändler an der Seine, „die von keiner besonderen Bedeutung sind“, aber auch die sonstigen Buchhandlungen und Bibliotheken, die er besucht hat, wie z. B. die damalige königliche Bibliothek im Jardin du Roi. In Mailand, das er im Jahre 1738 besuchte, hielt er die Bibliothek für wenig wertvoll, da sie nur alte Bücher enthielt; in Florenz vermerkt er ähnliches von der Laurenziana, die fast nur Bücher aus dem 15. Jahrhundert enthalte, rühmt aber bei der Magliabechiana die vortreffliche alphabetische Ordnung. In Rom besuchte er die vatikanische Bibliothek, wo ihm namentlich der berühmte Codex des Neuen Testaments erwähnenswert schien.

Daß Swedenborg die Kunst des Buchdrucks hoch in Ehren hielt, geht auch aus dem Umstand hervor, daß er sich an einem Festband „Sepriesenes

Andenken“, der in Leipzig zur dreihundertjährigen Gedenkfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst erschien, mit einem kleinen lateinischen Preisgedicht „In Praeconium Iventionis Typographiae, Lipsiae 1740“ beteiligte. Auch bei der Herstellung seiner eigenen Bücher ließ Swedenborg einen feingeschulten Geschmack erkennen; so ist z. B. das Exemplar der ersten Ausgabe des „Ludus Heliconius“ (1714) in der Königlichen Bibliothek in Stockholm auf Vellum gedruckt, gewiß ein Zeichen, welch hoher Wert Swedenborg auf eine damals fast kaum noch bekannte gute Ausstattung seiner Bücher legte. So hatte er auch selbst eine zwar an Umfang nicht übermäßig bedeutende, aber sorgfältig ausgewählte Bibliothek in seinem Besitz. Kobschm spricht von Swedenborgs „hübscher Bibliothek“, die in seinem im Jahre 1767 erbauten Sommerhause eine Seite einnahm; im Jahre 1772 kam diese Bibliothek zur Versteigerung, und es erschien auch vor einigen Jahren ein Neudruck des Katalogs davon (Catalogus Bibliothecae Emanuelis Swedenborgii juxta editionem primam. Denuo edidit Alfred H. Stroh. Halmiae, ex officina Aftonbladet 1907); doch steht außer jedem Zweifel, daß dieser Katalog, der nur 268 Werke aufzählt, über den Umfang der Bibliothek Swedenborgs keine Auskunft gibt, daß vielmehr zahlreiche Bücher aus seinem Besitz, worunter sich übrigens manche Seltenheiten befanden, von Freunden oder Verwandten vor der Versteigerung erworben oder daraus entnommen wurden.

Die zehn kostbarsten Bücher der Welt.

In der New-Yorker „Sun“ beschäftigt sich R. H. Dodd mit der Frage, welches wohl die zehn kostbarsten Druckwerke seien, die man gegenwärtig besitzt, und er stellt eine interessante Liste auf, in der die Bücher, die er für die kostbarsten der Welt hält, anführt. Das wertvollste gedruckte Buch ist nach seiner Meinung die Gutenbergbibel, die in Mainz herauskam, das erste gedruckte Buch überhaupt. Der gegenwärtige Wert dieser ehrwürdigen Inkunabel läßt sich nur schwer bestimmen, denn in jüngster Zeit ist überhaupt kein Exemplar zum Verkauf angeboten worden, und die Preise sind in einem beständigen Höhersteigen begriffen. Im Jahre 1884 brachte ein Exemplar in London 78000 Mark; 1897 wurde das Ashburnhamexemplar für 80000 Mark verkauft. Der verstorbene Bibliophile Robert H. Hoe nahm an, daß der Preis einer Gutenbergbibel, wenn eine solche wieder auf den Markt kommt, heute wohl 200000 Mark betragen

werde. Nach der Gutenbergbibel führt Robert H. Dodd, der eine Autorität auf dem Gebiete seltener Drucke ist, den Psalter von 1457 an, das erste Buch, das mit einem Datum gedruckt wurde. Auch der Preis dieser Inkunabel kann heute auf wenigstens 200 000 Mark beziffert werden. Ein Exemplar desselben Psalters, das aber von 1459 datiert war, wurde von dem inzwischen verstorbenen Quaritsch vor einiger Zeit in London gekauft. Das Buch ging damals in den Besitz von Theodore Irving in Oswego über, und kam dann mit seiner Bibliothek in die Hände von J. P. Morgan, dessen reichhaltige Sammlung es nun ziert. An dritter Stelle der Liste erscheint der „Bericht von der Geschichte von Troja“, von dem ersten englischen Drucker William Caxton in den Jahren 1469 bis 1471 gedruckt; es ist das erste Druckwerk, das in englischer Sprache erschien. Nur wenige Exemplare dieses Werkes sind bekannt, und unter diesen wenigen ist wieder nur eine kleine Zahl, die ganz vollständig ist. Die erste Ausgabe von Chaucers „Canterbury Tales“, die etwa ums Jahr 1478 gedruckt wurde, ist ebenso selten und kostbar wie die Ausgabe des „Morte d'Arthur“ von Thomas Malory von 1485 und die erste Folioausgabe der Werke Shakespeares. Ein Exemplar der ersten Shakespearefolio, das sich heute im Besitz eines amerikanischen Sammlers befindet, wurde auf der Van Antwerp-Auktion in London vor wenigen Jahren mit 72 000 Mark bezahlt. Einen sehr hohen Wert besitzt auch das erste Gesetzbuch, das in den Vereinigten Staaten, soweit bekannt, gedruckt worden ist. Von diesem Werk, das den langen Titel führt: „Buch der allgemeinen Gesetze und Freiheiten betreffend die Bewohner von Massachussetts“, ist nur ein einziges Exemplar bis jetzt ans Licht getreten, das sich in der Bibliothek des verstorbenen E. D. Church zu Brooklyn befand und auf einen Wert von 100 000 Mark und mehr geschätzt wird. Würde es heute zum Verkauf ausgebaut, so würde es wahrscheinlich noch einen beträchtlich größeren Preis erzielen. Es ist 1648 in Cambridge, Massachussetts, gedruckt. Acht Jahre früher ist das erste Buch datiert, das überhaupt in den Vereinigten Staaten gedruckt worden ist, es ist das Bay Psalmbuch, das 1640 ebenfalls in Cambridge erschien. Von diesem Werk sind im ganzen zehn Exemplare bekannt geworden. Die vier vollständigen Exemplare sind die in der Bodleian Library zu Oxford, in der Lenoxbibliothek zu Newyork, der Sammlung von John Carter Brown in Providence und in der Sammlung des verstorbenen Cornelius Vanderbilt. Der Wert eines dieser vollständigen Exemplare läßt sich kaum bestimmen, da seit langem keins mehr zum Verkauf

angeboten worden ist. Das Vanderbilte Exemplar, das seinerzeit für etwas über 5000 Mark erworben wurde, würde heute zweifellos 50000 Mark bringen. Von außerordentlichem Wert ist auch das einzige vollständige Exemplar der ersten Ausgabe von Shakespeares „Venus und Adonis“, das bisher bekannt geworden ist; es ist zugleich das erste Buch Shakespeares, das veröffentlicht wurde. Was die Reihenfolge der Werte anbetrifft, in der die zehn kostbarsten Drucke der Welt angeführt werden müssen, so besetzt Dodd die drei ersten Stellen mit der Gutenbergbibel, dem Psalter von 1457 und dem ersten Cartondruck. Im übrigen gibt er nur an, daß an die erste Stelle der Liste zweifellos die Ausgabe des Psalters von 1459 zu setzen sei.

Eine Bibliothek ohne Bücher.

Eine Revolution des ganzen Bibliothekswesens erstreben der bekannte Brüsseler Physiker Robert Goldschmidt und der Direktor des Internationalen Bibliographischen Instituts in Brüssel, Paul Otlet, durch eine Bibliothek ohne Bücher, die, auf wenige Zettel zusammengedrängt, wenig Raum einnimmt und doch den Inhalt umfangreicher Folianten gut lesbar wiedergibt. Wie einem Aufsatz in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ zu entnehmen ist, soll dies auf dem Wege mikrophotographischer Reproduktionen von Druckwerken erreicht werden. Auf die Möglichkeit, auf diesem Wege einen Ersatz für Bücher im kleinsten Format zu schaffen, hatte schon 1865 ein gewisser Simpson in London hingewiesen. In einer Denkschrift, die dem Brüsseler Internationalen Bibliographischen Institut eingereicht wurde, haben nun die beiden Gelehrten eine Methode empfohlen, die zur mikrophotographischen Vervielfältigung von Artikeln aus Zeitschriften und von ganzen Büchern geeignet ist. Seite für Seite wird das betreffende Buch oder der Aufsatz mit einem besonderen Apparat photographiert. Der Mechaniker braucht nur die Seiten wie beim Lesen umzuschlagen und gleichzeitig die entsprechende Veränderung der photographischen Platte und die Öffnung des Objektivs zu bewirken. In dieser Weise können in einer halben Stunde 50 Seiten eines Oktavbandes auf einer Platte von 9×12 cm photographiert werden. Durch das übliche Verfahren kann man von dieser Platte nun positive Abzüge erhalten; aber auch die negative Platte läßt sich ohne weiteres verwenden, nur weist sie die Schrift in weißen Buchstaben auf schwarzem Grunde auf. Legt man der Berechnung die allgemein üblichen Größenverhältnisse des bibliographischen Repertoriums zugrunde,

so ergibt sich die erstaunliche Tatsache, daß sich auf einem Zettel von 72 Quadratcentimetern nicht weniger als 72 Seiten unterbringen lassen, wobei man sich je nach dem Formate des Buches einer 50z, 100z, oder 200fachen Vervielfältigung bedienen kann. Da die Aufsätze in den Zeitschriften gewöhnlich nicht länger als 72 Seiten sind, so lassen sie sich in den meisten Fällen mit Leichtigkeit auf einem einzigen Zettel unterbringen; doch auch um irgend ein Buch in dieser Weise zu reproduzieren, wird man stets nur wenige Zettel nötig haben. Die ganze Einrichtung erhält selbstverständlich nur dadurch einen praktischen Wert, daß es möglich sein muß, die Vergrößerung der mikrophotographischen Aufnahmen sofort und ohne Schwierigkeit zu bewirken. Dafür ist aber nunmehr ein ansagezeichneter Apparat vorhanden in dem Lesediapositiv des Physikers Goldschmidt. Das photographische Bild des Druckes wird dadurch auf einen weißen Karton projiziert, und die Bewegung einer Kurbel genügt, um Seite für Seite vor dem Beschauer vorbeigleiten zu lassen.

Die allgemeine Einführung dieses mikrophotographischen Verfahrens würde eine ungeheure Umwälzung im Reich der Bücher zur Folge haben. Alle die kostbaren Dokumente und Manuskripte brauchen nicht mehr aus ihrem sicheren Gewahrsam herausgenommen zu werden, da ja statt des Originals eine genaue, bequeme und leicht zu verschickende Reproduktion zur Verfügung steht. Die einzelnen Bibliotheken könnten durch den Austausch ihrer Films in ungeahnter Weise bereichert werden. Jede kleine Bibliothek könnte bei der großen Einfachheit des Verfahrens und der geringen Ausdehnung des mikrophotographischen Buches alle seltenen und bedeutenden Drucke in Reproduktionen besitzen. Die riesigen Bibliotheksräume, in denen heute die unendlichen und täglich anwachsenden Bücherreihen untergebracht werden, würden dann kleinen Zimmern weichen, in denen eine Sammlung von Zetteln die Reproduktionen einer viel größeren Anzahl von Büchern vereinen kann. Der Mensch würde von den Büchern, die heute schon vielfach eine so große Kulturlast darstellen, völlig befreit werden, und eine ideale Bibliothek ohne Bücher würde zur Wirklichkeit. Der Privatmann könnte sich für verhältnismäßig billiges Geld eine mikrophotographische Bibliothek anschaffen, die die denkbar größte Vollständigkeit auf einem bestimmten Gebiet erreichen könnte, und dabei könnte er das ganz ungeheure Material in Zetteln in ein paar Schränken unterbringen. Zur Verwirklichung dieser grandiosen Idee sind von dem Internationalen Bibliographischen Institut in Brüssel bereits die ersten Schritte unternommen worden.

Eine Bibliothek der Niagara-Fälle.

Eine der eigenartigsten Bibliotheken, die gegenwärtig in der Alten oder Neuen Welt vorhanden sind, ist zweifellos die des Herrn Peter A. Porter von Niagara-Falls im Staate New York, und zwar ihres Gegenstandes wegen, der kein anderer ist als die Niagara-Fälle selbst. Vor etwa 20 Jahren machte Mr. Porter, durch ein Geschenk veranlaßt, den Anfang mit dieser Sammlung, die sich seitdem zu einer der größten Bibliotheken ihrer Art in den Vereinigten Staaten entwickelt hat und, nachdem sie vor drei Jahren in den Besitz eines vorläufig noch nicht bekannten New Yorker Buchhändlers übergegangen ist, voraussichtlich in naher Zeit entweder zerstreut werden oder, was wahrscheinlicher ist, von einem der großen amerikanischen Sammler erworben werden dürfte. Das erste Buch, das der Niagara-Fälle, allerdings nicht aus eigenem Augenschein, Erwähnung tut, ist die erste Veröffentlichung des bekannten französischen Reisenden Champlain, nämlich das kleine Heft „Des Sauvage“ (Paris 1603), das heute weit mehr als sein Gewicht in Gold wert ist, und in dem ein Wasserfall zwischen zwei großen Seen erwähnt wird, um den die Indianer, da sie ihn nicht durchfahren können, ihre Boote herumtragen müssen. Der gleiche Band enthält ein Gedicht, in dem ein großer Wasserfall erwähnt wird, und auch dieser Hinweis wird wahrscheinlich mit Recht auf die Niagara-Fälle bezogen. Die zweite und dritte gedruckte Bezugnahme auf die Niagara-Fälle findet sich in Berichten der Jesuiten über das neue Land, und zwar in einem Brief des Paters Raguenau von 1649 und in einem weiteren des Paters Bressani von 1653. Auch auf Champlains Karte von 1632 sind die Niagara-Fälle eingetragen, doch ohne Namen. Die erste Karte mit dem Namen, die Mr. Porter ausfindig machen konnte, befindet sich in einem Atlas, den der Pariser Kartenverleger Sanson im Jahre 1657 herausgab, allerdings in der abweichenden Form „Ongiara Sault“ (Sault-Wasserfall). Die erste Beschreibung des Falles von einem Augenzeugen findet sich in Pater Hennepins 1683 in Paris erschienenem erstem Buch über die damals noch überwiegend französischen Länder der Neuen Welt „Description de la Louisiane“, während auf der gleichzeitig erschienenen Karte die Fälle zum erstenmal in der heutigen Schreibart als „Le gran sault de Niagara“ verzeichnet stehen; im Text selbst wird allerdings der Name nicht erwähnt, doch wird der Fluß als „La Rivière de Niagara“ bezeichnet. Die erste gedruckte Ansicht der Fälle befindet sich in Hennepins zweitem, 1697 in Utrecht erschienenem Buch „Nouvelle Découverte d'un très grand pais“.

Mr. Porter hat den Werken von und über Hennepin besondere Beachtung geschenkt und keine Opfer gescheut, um sich die bekannten Ausgaben zu sichern, so daß seine Hennepin-Sammlung ungeachtet einiger Lücken, die nach Lage der Dinge nicht ausgefüllt werden konnten, sicher die vollständigste der Welt ist; für diese Lücken entschädigen indessen einige Bände, die bisher noch in keiner Hennepin-Bibliothek erwähnt sind. Von Hennepin selbst sind allerdings nur drei Bücher bekannt, nämlich außer den beiden bereits erwähnten noch ein weiteres mit dem (gefürzten) Titel: „Nouveau Voyage d'un Pais plus grand que l'Europe, Utrecht, Ernestus Voskuyl, Editeur, 1698“. Diese drei Bücher sowie Übersetzungen und Auszüge aus ihnen wurden im Beginn des 18. Jahrhunderts in den verschiedenen Ländern Europas häufiger als irgendein anderer Reisebericht über Amerika gedruckt und sind daher an sich nicht sehr selten; doch gilt dies nicht für die erwähnte Ausgabe des „Nouveau Voyage“ mit der Druckerangabe „Ernestus Voskuyl“, da die meisten Stücke des Buches die abweichende Angabe „Utrecht, Antoine Schouten, Marchand Libraire, 1698“ tragen. Leider enthält der Bericht der New Yorker „Nation“, dem wir hier folgen, über den Umfang oder den Zeitpunkt einer etwa zu erwartenden Versteigerung der Sammlung keinerlei Angaben.

„Neue Beiträge zur deutschen Makulatur“.

Einem Frankfurter Lyriker des 18. Jahrhunderts gelang in einer glücklichen Stunde die Erfindung eines Universal-Buchtitels, der den Vorzug hat, daß er für sehr viele literarische, besonders aber poetische Erscheinungen aller Zeiten und wenn nicht aller, so doch der meisten Buchproduzenten paßt. Der „Alte Frankforder“, der jedenfalls durch diese seine Erfindung eher unsterblich wird als durch die Kindlein seiner Muse, gab nämlich 1766 bei J. G. Garbe in Frankfurt einen sechzehn Bogen starken Gedichtband mit geistlichen und anderen Versen heraus und wählte hierfür in gewinnender Selbstironisierung und mit herzerfrischendem, unverkennbarem Witz folgenden Haupt- und Untertitel: „Neue Beyträge zur deutschen Maculatur. Erster und letzter Band.“ Der mit so köstlichem Galgenhumor gesegnete Anonymus, der neben „Schöpfungen“ wie „Das Vaterunser in Reime gebracht“ auch weltliche Gedichte „beitrug“, hat einige Säckelchen geschrieben, die keineswegs zu den trostlosesten zählen, als da wäre die grausliche Floßballade mit der boshafsten Pointe von der dickhäutigen alten Betschwester:

Jüngst stach ein Floh ein altes Weib,
Gerade, da sie bethen wollte.
Sie fuhr ihm nach, packt ihn beym Leib
Und schwur ihm, daß er sterben sollte.

Ach! sieng der arme Sünder an,
Gestrenge Mutter, Gnade! Gnade!
Ich habe dir ja nichts gethan,
Ein Flohbiß ist ein kleiner Schade.

Nein, sprach sie, hoffe nichts von mir.
Das Unglück ist zwar klein zu nennen;
Allein die Schuld lag nicht an dir,
Du hast mir nicht mehr schaden können.

Dieser originelle Kauz von Dichter verdient ob seiner Selbsterkenntnis auch vielen Versverbrechern unserer Lage empfohlen zu werden. Denn ich zähle mich nicht zu den galligen Pessimisten, wie deren einer der Referent der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ von 1771 gewesen sein muß, der da schrieb (Anhangsband I, 661): „Dies ist ein Titel, den die meisten neuen Bücher, sonderlich die neuen Gedichte führen sollten“.

Eine Philippika gegen die Bücherhochflut.

Eine merkwürdige Rede hielt nach einem Berichte der „Vossischen Ztg.“ Lord Rosebery bei der Einweihung einer von Carnegie gestifteten Bibliothek in Glasgow. Unter den Ehrengästen, die der Feier bewohnten, befand sich Carnegie selbst, und er hatte kurz vorher mit Stolz erklärt, daß dies die 2200. der von ihm gegründeten Bibliotheken wäre. Hier knüpfte Rosebery an, als er ausrief: „Zweitausendzweihundert Bibliotheken! Jede ist doch mit mindestens einer Rede eingeweiht worden, und jede Rede enthielt doch sicher mindestens ein Duzend banaler Phrasen. Das macht, wenn ich mich nicht verrechne, 2200 Duzend Banalitäten! In dieser Bibliothek hier sollen 180000 Bücher vorhanden sein. Ich freue mich wirklich nicht darüber, sondern breche unter dem Gewicht dieser Büchermasse geradezu hoffnungslos zusammen. Denn diese Bücher sind zum größten Teil tot und werden nie wieder auferstehen. Ich fragte jüngst einen Bibliothekar, wieviel nützliche Bücher wohl, nach seiner Ansicht, unter 100000 Büchern wären. Er

schwiege verlegen, und keine Antwort ist auch eine Antwort. Wie traurig ist es doch, daß man auf solchen Bücherfriedhöfen keine lebende Seele findet! Und welche Veränderungen seit den alten Zeiten! Im Mittelalter existierten die wirklich wertvollen Werke oft nur in einem Exemplar; die Bücherei eines Klosters war schon berühmt, wenn sie nur 400 Handschriften besaß. Mit Entsetzen denke ich an all das, was heute gedruckt wird.“ Eine so eigenartige Rede dürfte bei der Eröffnung einer Bibliothek wohl noch nie und nirgends gehalten worden sein.

Autographen und ihre Schicksale.

Einen interessanten Einblick in das Getriebe der modernen Autographenjagd gibt ein bekannter englischer Autographensammler, A. M. Broadway, in einem jetzt erschienenen Buche „Plaudereien über Autographen“. Darin ist u. a. ein Brief Wellingtons abgedruckt, der vor einigen Jahren für 101 Pfund, also 2020 Mark verkauft wurde. Er ist nach dem Tage der Schlacht bei Waterloo geschrieben und zeigt Wellington von einer neuen Seite: „Der arme Canning,“ so lautet der Brief, „hatte gestern in unserer Schlacht meinen kleinen Depeschkasten, und dieser ging verloren, als er getötet wurde. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir einen andern von gleicher Größe, mit gleichem Schlosse, Schlüssel und Lederdeckel so bald wie möglich schicken würden. Was halten Sie von der vollständigen Niederlage Bonapartes durch die Armee? In den Annalen der Welt hat es nie einen so verzweifelden oder so hartnäckig ausgefochtenen Kampf oder eine solche Niederlage gegeben. Es war wirklich eine Gigantenschlacht. Mein Herz ist gebrochen von den schrecklichen Verlusten, die ich erlitten habe: meine alten Freunde, meine Gefährten und meine armen Soldaten! Wie ruhmreich die Schlacht auch sein mag, ich werde nicht mit ihr zufrieden sein, wenn sie nicht das Ende Bonapartes bedeutet.“ Zuweilen steigern besondere Gelegenheiten die Preise für an sich schon wertvolle Autographen bedeutend. Als vor ein paar Jahren die 100. Wiederkehr der Schlacht von Trafalgar gefeiert wurde, stieg die Nachfrage nach Briefen Nelsons bedeutend. Damals wurde ein Brief Nelsons an Lady Hamilton für 1050 Pfund, 21000 Mark, verkauft, und einen Rekordpreis erzielte Nelsons berühmtes Memorandum an die Flotte am Abend vor der Schlacht von Trafalgar, das von einem Sammler für 3600 Pfund, also 72000 Mark, erstanden wurde. Zuweilen jedoch kommen besondere Glücks-

pilze unter den Autographensammlern auf ganz billige Weise zu den wertvollsten Briefen. Vor ein paar Jahrzehnten z. B. kaufte ein Händler in Hugerford Market um 7 Pfund für die Lonne einen großen Posten altes Papier von der Verwaltung von Somerset House. Damit hatte er einen ganz außerordentlich guten Kauf gemacht, denn unter den Papieren fanden sich amtliche Berichte aus der Zeit Heinrichs VII. und Garderobenrechnungen für die Königin Elisabeth. Noch billiger kam der Autographensammler Dr. Raffles zu einem außerordentlich wertvollen Stück; bei einem Antiquar erwarb er unter anderen Papieren für 18 Pence, also rund 1,50 Mark, die Originalrechnungen über die Ausgaben bei der Hinrichtung Maria Stuarts.

Die Quart- und Folioausgaben Shakespeares.

Auf dem 12. Sächsischen Neuphilologentage in Chemnitz (am 8. Juni 1913) hielt Universitätsprofessor Dr. Max Förster (Leipzig) einen Vortrag über die Überlieferung der Shakespeareschen Dramen. Nach einem Berichte in der „Leipziger Ztg.“ führte er ungefähr folgendes aus: Trotz der unendlich großen Literatur über Shakespeare hatten noch viele Fragen ihrer Lösung. Dazu gehört das Problem der Überlieferung der Bühnenwerke des großen Briten. Zu Shakespeares Zeiten gab es kein Buchdrama, und es steht fest, daß Englands größter Dichter seine Dramen nie hat drucken lassen, zumal er selbst Schauspieler war und die Druckkosten ihm nur die Einnahmen verringert hätten. Es ist aber auch kein Werk von ihm in Originalhandschrift vorhanden. Wie sind nun seine Stücke auf uns gekommen? Die Antwort lautet: Andere haben die Werke Shakespears drucken lassen. Schon zu seinen Lebzeiten erschienen als sogenannte Quartos 16 Theaterstücke, und die übrigen wurden 1623 in der (1.) Folioausgabe zum ersten Male gedruckt. Ein Vergleich der beiden Ausgaben zeigt starke Abweichungen. Gewöhnlich hat man bisher die Quartos als sogenannte Raubdrucke erklärt, d. h. Drucke, die auf betrügerische Weise hergestellt worden sind. Diese Auffassung läßt sich aber nach genauer Untersuchung des „Verlagsrechts“ jener Zeit (wenn man so sagen darf) nicht halten; es scheint vielmehr, als seien die meisten von ihnen mit Genehmigung der Manuskriptbesitzer gedruckt. Ganz gelöst ist die Frage allerdings noch nicht. Nun kommt die zweite Frage: Auf welche Textunterlagen stützen sich die alten Drucke? Der wahrscheinlichste Weg ist wohl der, daß bei dem Theaterbesuch stenographische Nachschriften gemacht worden sind.

Daß es eine Stenographie schon zu Shakespeares Zeiten gegeben hat, ist einwandfrei festgestellt; man kennt sogar den Verfasser oder Erfinder, es ist ein Arzt und Geistlicher, namens Bright, der 1615 gestorben ist. Sein System ist allerdings kein lautliches, sondern beruht auf der Anwendung von 556 Sigeln für die gebräuchlichsten englischen Begriffe. Es ist erklärlich, daß sehr leicht beim Übertragen dieser stenographischen Nachschriften in die gewöhnliche englische Schrift Fehler entstanden sind. An der Hand einer lehrreichen Tabelle wies der Vortragende eine Anzahl von Abweichungen oder Varianten nach, die in den verschiedenen Ausgaben der Shakespeareschen Stücke vorkommen. Ob welche und wieviele von Shakespeares Dramen mit dieser Stenographie geschrieben worden sind, muß ja erst noch genauer untersucht werden, aber die Möglichkeit ist jedenfalls vorhanden. Im Gegensatz zu den Quartos hat man die Foliodrucke immer nach den eigenen Angaben der Herausgeber als echte Texte angesehen. Prof. Förster bezweifelt dies aber sehr, jedenfalls stimmt diese Erklärung nicht für alle Stücke. Wir stehen also, das war der Schluß des interessanten Vortrages, vor der etwas betrüblichen Tatsache, daß wir alle Stücke des größten englischen Dichters nur in Bühnenbearbeitungen überliefert haben, daß wir stets mit der Möglichkeit rechnen müssen, Shakespeare selbst könne anders geschrieben haben, als wir jetzt den Text lesen.

Wie sah Gutenberg aus?

Von Fürsten, Päpsten, Reformatoren des Mittelalters sind Bildnisse, oftmals von hervorragenden Künstlern geschaffen, der Nachwelt überliefert worden. Von Gutenberg ist kein Porträt auf unsere Zeit gekommen, von dem mit Gewißheit behauptet werden kann, daß der Erfinder des Buchdrucks dazu Modell gesessen habe. Die mehr als 50 größeren und kleineren Abbildungen, die das Mainzer Gutenberg-Museum besitzt, stammen alle aus einer Zeit, in der Gutenberg nicht mehr lebte. Eine gewisse Ähnlichkeit, die all diese Bildnisse habe, besteht in äußerlichkeiten: Pelzbaret, Halskrause, Mantel. Kein Porträt zeigt den Erfinder unbedeckten Hauptes, auf allen Bildern trägt er einen Vollbart. Im Gegensatz zu diesen übereinstimmenden Momenten ist der Gesichtsausdruck oft recht verschieden. Bald erweckt er den Eindruck eines zufriedenen Handwerkers, bald den eines faustischen Grüblers. Nach einem im Juni 1913 vor Mitgliedern der

„Gutenberggesellschaft“ abgehaltenen Vortrage Dr. Tronniers über Gutenberg-Bildnisse sind alle Porträts falsch, „denn der Mann der guten Gesellschaft, zu der der Patrizier Gutenberg gehörte, ist zu jener Zeit bartlos gegangen“. Dr. Tronnier wies darauf hin, daß noch keiner von den Großen der modernen Kunst sich an einer Gutenberg-Darstellung versucht habe, obwohl gerade diese Aufgabe zur Ehre des deutschen Namens infolge der Schwierigkeit ihrer Lösung: einen neuen Typus zu schaffen, besonders lohnend wäre. Man darf wohl annehmen, daß ein Künstler, der den Versuch wagte, den Erfinder der schwarzen Kunst mit glattrasierten Wangen darzustellen, im Kampfe mit der Überlieferung nicht leicht Erfolg hätte.

Wie Dumas' „Graf von Monte-Christo“ entstand.

Darüber weiß Eugenio Checchi im *Giornale d'Italia* eine neue interessante Einzelheit mitzuteilen. Als der berühmte Roman zum erstenmal im Feuilleton eines Pariser Blattes abgedruckt wurde, endete eine der Fortsetzungen mit dem dramatischen Moment, wie die Totengräber des Schlosses If von der Höhe der Burgmauer herab den Sack ins Meer werfen, in den Dantes sich an Stelle des verstorbenen Abbés Faria eingeschmuggelt hatte. „Ein Schrei gellte durch die Luft“, so heißt es in der Erzählung, „und der Sack, an dem eine Kanonenkugel gebunden war, stürzte in die Tiefe“. Die Chronisten der Zeit wissen zu erzählen, wie man an jenem Abend in ganz Frankreich nicht einschlief, da man in höchster Spannung die Fortsetzung des nächsten Tages erwartete. Dieser Moment bildete den Keim des Romans, und die Idee dazu war in Dumas von einem Italiener erweckt worden, von Angelo Fiorentino, der aus Neapel nach Paris ausgewandert war und sich dort als Journalist einen Namen gemacht hat. Als dieser eines Tages in Marseille das Schloß If besuchte, las er in den Akten des Gefängnisses, daß ein politischer Gefangener namens Edmond Dantes sich dadurch zu retten versucht hatte, daß er in einen Sack gekrochen war, in den man die Leiche eines Gefangenen getan hatte, und daß er elend in der Tiefe des Meeres umgekommen war. Fiorentino erzählte die Geschichte Dumas und fügte hinzu: „Scheint Ihnen das nicht Stoff zu einem schönen Roman? Nehmen Sie an, daß Dantes nicht ertrunken ist, sondern sich gerettet hat und unter anderm Namen in der Welt erscheint und nun kein anderes Ziel mehr hat, als sich an seinen Feinden zu rächen . . .“

„Schon gut“, unterbrach ihn mit Donnerstimme Dumas, „ich habe den Roman schon fertig im Kopfe: ich werde Dantes zu einem hundertfachen Millionär machen . . . Sie sollen sehen, Sie sollen sehen . . .“ Acht Tage später begann bereits der „Graf von Monte-Christo“ zu erscheinen . . .

Ein Weltkatalog der Melodien.

Eine Riesenaufgabe, deren Bewältigung wohl ans Unmögliche grenzen dürfte, hat, nach einer Mitteilung der „Neuen Zeitschrift für Musik“, der Bostoner Musikprofessor Leo R. Lewis unternommen. Wie er auf dem Musiklehrerkongreß in Poughkeepsie (New York) erklärte, will er einen Katalog „sämtlicher existierenden Melodien, mögen es nun Volks- oder Kunstlieder, geistliche Gesänge, Opernarien oder symphonische Themen sein“, anlegen, mit einer genauen Festlegung einer jeden Melodie. Er erklärte: „Einen Plan, wie meine Idee in die Wirklichkeit umgesetzt werden kann, habe ich bereits vor vielen Jahren ausgearbeitet und bin schon ein gut Stück vorwärts gekommen. Ich begann mit den geistlichen Gesängen, und ich glaube, ich habe sie alle in ihren verschiedenartigsten Variationen in meinem Katalog, soweit ich sie erreichen konnte. Mit Unterstützung einiger weniger, aber geübter Mitarbeiter habe ich bereits 45000 geistliche Melodien zu Papier gebracht. Ich ging dann zu anderen Liedern ernsterer Art über und brachte die Zahl der registrierten Nummern auf 80000.“ Lewis wendet sich an die Öffentlichkeit, „mit der Hoffnung, daß der Weg gefunden werden wird, um alle Melodien zu katalogisieren, die noch irgendwo in Bibliotheken schlummern.“

Victor Hugo und seine Setzer.

In der »Revue hebdomadaire« veröffentlichte Leon Barthou einige Briefe von Victor Hugo an Noel Parfait ein armes, aber gebildetes Mädchen, das die Korrektur seiner Werke las und der er aufs strengste eingeschärft hatte, keinem Menschen auch nur ein Wort von dem Inhalt eines Buches zu verraten, ehe es auf dem Markte erschienen sei. Aus diesen Briefen geht nun hervor, daß Victor Hugo geradezu der Schrecken seiner Setzer gewesen sein muß. Nicht selten ließ er ganze Druckbogen wieder auseinandernehmen, weil ihm der Raum zwischen den einzelnen Worten und Versen nicht zusagte, und weil die Teilnahme des Lesers, wie er fürchtete,

durch einen ungleichmäßigen Druck beeinträchtigt werden könne. Besonders charakteristisch in dieser Beziehung ist ein Brief, den er im Jahre 1853, während des Druckes seiner „Châtiments“, an Noel Parfait schrieb und und der folgendermaßen lautete: „Wenn ein Vers so lang ist, daß er den Raum einer Zeile überschreitet, so darf er nicht etwa abgebrochen und in der zweiten Zeile weitergedruckt werden, wie es gewöhnlich geschieht. In solchem Falle ist das Format des Buches zu ändern. Ob ich den Lesern und Verlegern Unannehmlichkeiten bereite, kommt dabei nicht in Betracht. Sie sollen die Änderungen vornehmen und keine weiteren Worte verlieren, da ich als erste Forderung aufstelle, daß meine Verse so gedruckt werden, wie ich sie geschrieben habe.“ Diese Forderung ging übrigens, wie wenigstens Barthou versichert, nicht etwa auf die Eitelkeit des Dichters zurück, sondern auf seinen Wunsch, aus jedem Bande seiner Werke eine typographische Sehenswürdigkeit zu machen.

Eine Stendhal-Gesellschaft in Mailand.

Bekanntlich hat der französische Schriftsteller Henri Beyle, der sich aus Bewunderung für Johann Joachim Winkelmann nach dessen Geburtsort Stendal „Stendhal“ nannte, einen großen Teil seines Lebens in Italien und vor allem in Mailand zugebracht. Im Sommer d. J. hat sich nun in Mailand eine Gesellschaft von Freunden und Verehrern des französischen Schriftstellers gebildet, die ihm in einem der öffentlichen Gärten der Stadt ein Denkmal setzen will. An der Spitze dieser Gesellschaft, die zugleich im Geiste Stendhals als Verbrüderung italienischen und französischen Geistes- und Kulturlebens gedacht ist, stehen als Ehrenpräsidenten der Italiener Arrigo Boito und der Franzose Paul Bourget, die tatsächliche Präsidentschaft führt Francesco Novati. Die Gesellschaft will ferner unter Anlehnung an die von den Franzosen geplante kritische Gesamtausgabe seiner Werke in einem starken Bande alles vereinigen, was Stendhal über Italien, besonders über Mailand, das Leben der Stadt und seine dortigen Freunde geschrieben hat. Um dieses Ziel in möglichster Vollständigkeit zu erreichen, werden nicht nur die öffentlichen Sammlungen und Bibliotheken nach ungedruckten Handschriften Stendhals durchsucht werden, sondern auch die privaten Handschriften- und Autographensammlungen, die wohl in keinem Lande so zahlreich sind wie in Italien.

Über die Infektionsgefahr durch Bücher.

Daß bei der Benutzung vielgelesener, durch viele Hände gegangener Bücher die Gefahr der Verbreitung ansteckender Krankheiten besteht, ist durch sorgfältige Versuche festgestellt worden. Über die Infektionsgefahr durch Bücher und ihre Beseitigung hat im „Zentralblatt für Bibliothekswesen“ der Vorsteher der Bücherei der Kaiser Wilhelm-Akademie in Berlin, Professor Dr. med. Hiller, interessante und beachtenswerte Mitteilungen gemacht. Als durch Bücher übertragbar kommen in erster Linie in Betracht die Tuberkulose, sodann die Diphtheritis, Scharlach, Masern und Pocken. Aber auch die Gefahr der Übertragung von Geschlechtskrankheiten (Gonorrhöe, Syphilis) ist nach Hiller nicht ausgeschlossen, wiewohl Fälle hiervon noch nicht mitgeteilt worden sind. Bei den akuten Infektionskrankheiten haben Du Cazal und Catrin nach den Mitteilungen der „Annales de l'Institut Pasteur“ die Übertragbarkeit durch Bücher festgestellt, weitere Versuche von A. Krauß haben diesen Befund bestätigt, ebenso hat J. Mitulescu im Berliner Institut für Infektionskrankheiten unter Robert Kochs Leitung von 97 benutzten Büchern (Romanen, Novellen, Zeitschriften), die das Kuratorium der Berliner Volksbibliotheken und Lesehallen dem Institut zur Untersuchung übergeben hatte, durch Überimpfung von schmutzigen Papierstückchen oder wässrigen Auszügen solcher auf Meerschweinchen in der großen Mehrzahl der Bücher Bazillen der Tuberkulose, des malignen Ödems und der Septikämie aufgefunden. Die Bestände der Leihbibliotheken mit Unterhaltungslektüre und der Volksbibliotheken sind naturgemäß vorzugsweise der Gefahr der Infektion ausgesetzt; bei den stark benutzten Büchern solcher Sammlungen ist daher Vorsicht durchaus am Platze. Sie sollten bei dem Übergang von einer Hand in die andere stets mit einem reinen Umschlag versehen werden, und der Leser sollte nach jedesmaligem Gebrauch des Buches sich mit Seife die Hände waschen. In gut geleiteten Volksbibliotheken werden auch bereits dem Leser die Bücher in einem sauberen Umschlag eingehändigt. In den wissenschaftlichen Bibliotheken ist die Gefahr der Übertragung von Krankheiten im allgemeinen nicht sehr groß. Vorsicht ist aber auch hier geboten bei tuberkulösen bzw. lungenkranken Benutzern und bei Familien, in denen ansteckende Krankheiten herrschen. Hiller fordert, daß in diesen Fällen die Benutzer vor der Rückgabe zur Desinfektion der Bücher verpflichtet werden und die Benutzungsordnungen einen entsprechenden Paragraphen enthalten sollten. Ein Glück ist es, daß fast alle parasitären Krankheitserreger, die wir bis jetzt kennen, eine be-

grenzte Lebensdauer haben und in ausgetrocknetem Zustande in drei Wochen bis zu fünf Monaten absterben. Bücher, die etwa ein halbes Jahr unbenutzt geblieben sind, kann man daher im allgemeinen als keimfrei und ungefährlich betrachten. Dieselbe Ansteckungsgefahr wie durch vielbenutzte Bücher droht natürlich auch durch die Dienstbücher und Akten von Behörden. An ein Desinfektionsmittel für Bücher sind nun zwei Anforderungen zu stellen: zunächst muß es die Krankheitskeime sicher abtöten und sodann das Buch, Druck und Papier, unbeschädigt lassen. Nach Hiller sind zwei Verfahren als brauchbar befunden, nämlich die Desinfektion mit feuchter heißer Luft von 80° und 60% relativer Feuchtigkeit und die Desinfektion mit unter Vakuum strömenden Formaldehyd-Wasserdämpfen von niedriger Temperatur. Das erstere ist das einfachere und billigere und kommt für Bibliotheken zunächst in Betracht. In England und Amerika ist die obligatorische Bücherdesinfektion bei ansteckenden Krankheiten bereits vielerorts angeordnet, und die Bibliotheksverwaltungen werden von den bei der Polizei eingegangenen Meldungen über ansteckende Krankheiten in Kenntnis gesetzt. In Wien sind durch amtliche Verfügung vom 12. Mai 1903 die Bezirksärzte gehalten, die bei den Desinfektionen der Wohnungen vorgefundenen Bücher mit zu desinfizieren, sofern sie nicht vernichtet werden sollen. Das Kuratorium der Berliner Volksbibliotheken und Lesehallen hat dafür gestimmt, die stärker beschmutzten Exemplare der Bücher zu verbrennen. Bei einer Volksbibliothek, die fast nur über moderne und leicht ersetzbare Literatur verfügt und für die das Neueste gerade das Beste ist, läßt sich gegen ein solches Verfahren nichts einwenden; für eine wissenschaftliche Bibliothek wird es nur in einzelnen Fällen anwendbar sein. Hier ist es Pflicht des verantwortlichen Leiters, die Bücherbestände möglichst vor dem raschen Untergange zu bewahren.

Reinigen von Büchern.

Zur Entfernung von Benutzungsspuren aus Büchern kann man verschiedene Mittel anwenden. Handelt es sich um nicht fettige Schmutzflecke, so ist der unter dem Namen „Erasit“ in den Handel kommende Radiergummi am geeignetsten, da dieser beim Radieren weder das Papier noch die Druckschrift angreift. Sind die Flecke aber von fettiger Beschaffenheit, wie dies z. B. bei Fingerabdrücken meist der Fall ist, so müssen lösende Mittel angewendet werden. Als solche gelten Benzin und Äther. Die Reinigung

wird hierbei in der Weise vorgenommen, daß man zunächst unter das zu reinigende Blatt weißes Fließpapier legt und dann die Flecke leicht mit einem in Benzin oder Äther getauchten Wattebausch abreibt. Da hierbei jedoch bisweilen an den gereinigten Stellen Ränder zurückbleiben, so ist es noch empfehlenswerter, wenn man sich aus Benzin und gebrannter Magnesia oder Kreide eine dicke krümlige Pasta herstellt und mit dieser leicht über die Flecken hinreibt. Auf diese Weise wird das Entstehen von Rändern verhindert.